

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Wolfgang Leppmann**

**Gerhart Hauptmann**

Leben, Werk und Zeit

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

# INHALT

|   |     |
|---|-----|
| Vorbemerkung                            | 7   |
| Das gutbürgerliche Proletarierkind      | 11  |
| Hunger – und wie man ihn stillt         | 41  |
| «Im Wirbel der Berufung»                | 87  |
| Der skandalöse Durchbruch               | 120 |
| «Nu ja ja! – Nu nee nee!»               | 146 |
| «Warum tatest Du nicht das Unmögliche?» | 173 |
| Die deutsche Venus                      | 213 |
| Griechen-Mythos und Ratten-Realität     | 258 |
| König der Republik                      | 300 |
| «Die Weltgeschichte ist ausgerutscht»   | 359 |
| Dank                                    | 394 |
| Quellen- und Literaturnachweis          | 395 |
| Personen- und Werkregister              | 405 |

# DAS GUTBÜRGERLICHE PROLETARIERKIND

## I

«Es kam eine Nacht, eine Dunkelheit, in der ich eine recht schwere Stunde bestehen mußte», so schreibt der alte Gerhart Hauptmann im Rückblick auf den Januar 1884, auf die Stunde, da er als Bildhauer in Rom die Kolossalstatue eines germanischen Kriegers vollenden wollte.

Inmitten der Arbeit, als ich wieder einmal mit der Kerze vor meinem Riesengebilde aus nasser Erde auf und ab kletterte, kam es mir vor, als ob es nicht mehr so genau wie nötig im Lote sei. Aber es ist eben dunkel, und man sieht nicht genau, dachte ich. Nach einer Weile aufs neue beunruhigt, umging ich mehrmals die Figur und faßte sie noch einmal ins Auge. Da war ich gezwungen, mir zu gestehen, daß sie sich wohl ein wenig nach vorn neige.

Das Eisengerippe war schwer belastet, da aber Eisen Eisen ist, hatte das nichts weiter zu sagen. Immerhin: das Atelier zu verlassen, zögerte ich. Ich wollte mich vorher völlig beruhigen. Ich hatte unter den Füßen des Kolosses nach und nach die sogenannte Plinthe [Säulenplatte] entfernen müssen, die Beine wären mir sonst zu kurz geraten. Es mochte sein, daß die Basis dadurch geschwächt worden war, dann mußte man wohl den Schmied herbeischaffen.

Aber Weizenberg [ein befreundeter Künstler, der nebenan arbeitete und in einem Wahnsinnsanfall später seine eigenen und Hauptmanns Werke zertrümmerte] war sicher nicht mehr im Atelier. Ich selber wollte mein Werk nicht allein lassen. Ich fand eine Stange und machte eine Stütze daraus, indem ich sie mei-

nem Germanen unter die Brust bis gegen das eiserne Rückgrat stieß und ihren Schaft gegen den Boden stemmte.

Es mochte dann zwischen acht und neun Uhr abends sein, als ich mich wusch, bürstete, vom Staube reinigte und den Paletot überzog, um heimzugehen.

Plötzlich kam es mir vor, als erführen die Mienen meines Kriegers eine diabolische Veränderung. Sah ich richtig, so schwoll die Stirn, die Brauen senkten sich boshaft über die Augen, während der Mund sich zu schließen schien und sich zugleich wie grinsend verbreiterte.

Eilig schob ich die Leiter heran, hatte mit der Gewandtheit eines Tapezierergesellen, die eine Folge täglicher Übung war, im Sprung die obersten Sprossen erreicht und starrte nun aus nächster Nähe mein grimmasschneidendes Uning an.

Entsetzt sieht der unerfahrene Künstler, wie sich die Tonmasse vor seinen Augen aus eigenem Antrieb zu bewegen beginnt:

Ein unregelmäßiger, zunächst nur messerrückenbreiter Riß zeigte sich, der von Ohr zu Ohr über den Scheitel ging und sich weiter nach unten über Hals und athletische Schultern selbsttätig fortsetzte.

Das war der Teufel, die Tücke des Objekts, die Auswirkung aller bösen Wünsche meiner geheimen Feinde: der böse Blick, den ein scheelsüchtiger Besucher auf das Werk geworfen hatte. Kurz: es war mein Ruin, der Zusammenbruch! Achtzig Tage schwere Mühe drohten in dieser Minute zunichte zu werden.

Inwendig fluchend und jammernd, äußerlich keuchend, gab ich meiner Leiter einen anderen Stand. Im Handumdrehen war meine Schulter unter des plötzlich so hilflosen, den Barditus singenden Römerfeindes und Helden Kinn. Wie ein Verwundeter mit der bleiernen Schwere eines Sterbenden lehnte sich der Koloß nun mehr und mehr an mich an, bis ich, die Katastrophe als unvermeidlich fühlend, einsehen mußte, wie jeder Aufwand von Kräften nutzlos war.

Trotzdem tat ich noch immer das Zwecklose. Ich kämpfte, ich rang mit dem blöden Koloß. Ich nannte ihn Luder, Kanaille, Hundsfott, schnautzte ihn immer wieder an, fragte ihn, ob er sich dies herausnehmen dürfe, ob er mich foppen, verhöhnen, um Zeit, Schweiß, Geld und Erfolg bringen wolle. Dabei stieß ich Rufe nach

Hilfe aus und brüllte Weizenberg herbei, von dem ich doch wußte, daß er um diese Zeit in seiner versteckten Trattoria die Mahlzeit verzehrte.

Unaufhaltsam erschien dann der Augenblick, wo es geschehen war. «Zur Rechten sieht man wie zur Linken einen halben Türken heruntersinken . . .», nur daß der Riß nicht von vorn, sondern von der Seite durch den Germanenkrieger ging.

Mit dem Gesicht voran klatschten zehn Zentner Ton auf die Steinfliesen.<sup>1\*</sup>

Was hier zusammenbricht, ist mehr als ein unzureichend abgestütztes Standbild. Mit dem Krieger sinken auch die hohen Erwartungen dahin, mit denen der einundzwanzigjährige Hauptmann seine Laufbahn als Bildhauer begonnen hatte. Schlimmer noch: Sein Selbstvertrauen ist dahin, gerade jetzt, da seine Braut ihn besuchen kommt. Marie Thienemann hat ihm den Studienaufenthalt in Rom finanziell ermöglicht und will nun sein erstes größeres Werk, das Unterpfeiler von so viel Liebe und Vertrauen, in Augenschein nehmen. Wenn sie ihre Hand jetzt von ihm abzieht, dann muß er die Kunst an den Nagel hängen und einen Brotberuf ergreifen – vorausgesetzt, er würde als mittelloser und durch keinerlei Titel oder Studienabschluß ausgewiesener Mann überhaupt eine Stellung finden.

Um ein Haar hätte er sich ein weiteres Mal blamiert, als er für Marie und ihre Schwestern Zimmer in einer *casa pubblica* reserviert, in der Annahme, es handle sich um einen Gasthof. Kaum ist dies bereinigt und die Braut in einer Pension statt in einem «Wohnheim» untergebracht, als er sich unwohl fühlt und dem Übel durch einen Dauerlauf abzuhelfen sucht. Bald muß er mit hohem Fieber ins Evangelische Krankenhaus am Kapitol eingeliefert werden, wo man Typhus feststellt.

In den folgenden Monaten, in denen er mehr als einmal von den Ärzten aufgegeben wird, versetzt sich Hauptmann im Delirium in seine Anfänge zurück:

Ich träumte vom Gasthof zur Preußischen Krone . . . Ich wollte den Norden, ich gierte förmlich nach Frische, Kälte, Eis und Schnee. Und ich hatte Sehnsucht nach meinen Eltern.

\* Die fortlaufend nummerierten Hochziffern verweisen auf die Quellennachweise Seite 395–403.

Wer sind die Eltern? Was hat den Sohn aus dem Waldenburger Land im fernen Schlesien nach Rom verschlagen? Bei der Antwort bleiben wir im wesentlichen auf Hauptmann selber angewiesen, aus dem einfachen Grund, weil er seine Kindheit in einer geschichts- und gesichtslosen Kleinstadt verbrachte. Bad Salzbrunn konnte seinen Einwohnern keinen eigenen Stempel in dem Sinne aufdrücken, in dem Frankfurt einen Goethe, Lübeck die Brüder Mann, Prag einen Kafka prägen half; bei Hauptmann läßt sich zwar manches Schlesi-sche nachweisen, nicht aber vom Geburtsort als solchem auf die Wesensart des «großen Sohnes» schließen. Zum Glück der Biographen aber schöpft er in seinen Theaterstücken und Romanen immer wieder aus eigenem Erleben, schöpft und verspürt zeitlebens den Drang, seine Autobiographie zu schreiben. Als er im Ernst damit anfängt, ist er allerdings schon Ende Sechzig. Manches von dem, was er in verstreuten Notizen so wort- und wahrheitsgetreu aufgezeichnet hatte, daß der Leser «erschrocken wäre», wird bei der Verarbeitung gestrichen oder abgeschwächt.<sup>2</sup> Diese Tendenz zur Glättung ist fast überall vorhanden, wo alte Menschen ihre Jugenderinnerungen zu Papier bringen.

Bei Hauptmann wird sie durch zwei Umstände verstärkt. Als er sich 1929 an die Arbeit macht, ist die Mode der kompromißlos-naturalistischen Wahrheitsfindung längst vorüber. Nicht nur der öffentliche, auch sein eigener Geschmack hat sich gründlich geändert seit den Tagen, von denen er sich zu berichten anschickt. Vor allem aber verändert sich im Verlauf der Niederschrift auch das politische Klima. Nach dem 30. Januar 1933 wäre der ursprünglich ins Auge gefaßte Titel, «Die Bahn des Blutes», mit einer Ideologie befrachtet worden, mit der der Dichter sich nicht identifizieren will. So erscheinen seine Jugenderinnerungen, nach einigen in Zeitungen veröffentlichten Kostproben, in Buchform 1937 als *Das Abenteuer meiner Jugend*.

Zur Zeit der Veröffentlichung ist Hauptmann fünfundsiebzig: in den Augen seiner Bewunderer Deutschlands größter Dramatiker seit Schiller, in anderen Augen Inhaber einer gutgehenden «Dichtertürstei», aus der es von Zeit zu Zeit orakelt. So oder so, er ist längst der Versuchung entwachsen, sein Leben rückblickend interessanter zu gestalten, als es tatsächlich verlaufen war. Überdies stützt er sich, in markantem Gegensatz zu Goethe als Autor von *Dichtung und Wahrheit*,

auf keinerlei Dokumente, sondern ausschließlich auf «den natürlichen Fluß, die natürliche Kontinuität meiner Erinnerung». So genießt er, ohne sie zu mißbrauchen, die Vorrechte alter Männer, die gern über ihre Jugend sinnieren. Daher die onkelhafte Angewohnheit, in der Erinnerung nahezu jede Frau, die seinen Weg kreuzt, als hübsch zu bezeichnen, daher auch die Neigung zum sentenzenhaften Sprechen und zur Wiederholung: «Nach unten zu wächst nun einmal die Natürlichkeit», bemerkt er über den am eigenen Leibe erfahrenen Unterschied zwischen proletarischem und bürgerlichem Leben, «nach oben die Künstlichkeit. Nach unten wächst die Gemeinsamkeit, von unten nach oben die Einsamkeit. Die Freiheit nimmt zu von oben nach unten, von unten nach oben die Gebundenheit.» Weniger wäre hier mehr gewesen.

Trotz dieser Einschränkungen bleibt *Das Abenteuer meiner Jugend*, mitsamt seinen Vorstufen und Varianten, eine wichtige Quelle für Hauptmanns Frühzeit, aus der wir gelegentlich zitieren, selbst wenn es bei Namen und Daten manches zu berichtigen und vieles zu ergänzen gibt.

Gerhart Hauptmann wurde am 15. November 1862 im schlesischen Bad Salzbrunn geboren, gegen Ende des Jahres also, in dem Bismarck preußischer Ministerpräsident wurde, Fontane seine *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* zu beschreiben begann und Anselm Feuerbach seine *Iphigenie* malte. Der am 1. Januar 1863 auf die Namen Gerhard (erst ab 1887, mit dem Beginn seiner literarischen Laufbahn, schreibt er sich Gerhart) Johann Robert getaufte Junge ist das vierte und letzte Kind von Robert Hauptmann (1824–1898) und seiner Frau Marie, geb. Straehler (1827–1906). Der Vater, ein gelernter Küfer, hatte sich 1848 auf Wanderschaft in Paris von der Juli-Revolution begeistern lassen. Nach seiner Heirat und der Übernahme des Gasthofs «Zur Krone» – den *sein* Vater, ein ehemaliger Weber, erworben und im Lauf der Jahre ausgebaut hatte – dürften diese jugendlichen Anwandlungen verfliegen sein. (Ein wenig haben sie wohl auch auf Gerhart abgefärbt, der *Die Weber* nicht von ungefähr seinem Vater widmete und in die Urfassung seiner Autobiographie die – 1937 bei der Drucklegung gestrichene – Bemerkung einflocht: «Wir waren Ideologen des Vormärz.»<sup>3)</sup>)

Auf jeden Fall führt Robert Hauptmann mit seiner Familie ein gutbürgerliches Leben als Hotelbesitzer und verdient zeitweise sehr



Der Gasthof «Zur Preussischen Krone» in Bad Salzbrunn, Gerhart Hauptmanns Geburtshaus.



Der Gastwirt Robert Hauptmann,  
Gerharts Vater.



Die Mutter, Marie Hauptmann,  
geb. Strahler.



gut. Obwohl unmartialisch von Gestalt und zeitlebens Brillenträger, legt er sich im Zuge der Zeit einen Bismarck-Schnauzbart zu und gibt dem von ihm geführten Haus einen neuen Namen: Gasthof «Zur Preußischen Krone». Eine der frühesten Kindheitserinnerungen des dreijährigen Gerhart bleibt denn auch der Durchzug österreichischer Soldaten nach der Schlacht von Königgrätz im Juli 1866: «Es waren Gefangene und Verwundete, hatte ich aufgefaßt. Der eine trug ein weißes, blutiges Tuch um den Hals. Ich nahm an, ihm sei der Kopf vom Rumpfe geschnitten und werde daran durch das Tuch festgehalten.» Das Bild machte auf ihn so großen Eindruck, daß er es ein halbes Jahrhundert später in dem Fragment bleibenden *Berliner Kriegs-Roman* noch einmal aufruft.

Damals widerfuhr ihm auch ein deutsches Urerlebnis oder zumindest ein Erlebnis, dem damals kein Deutscher und leider auch kaum ein deutsches Kind entging: das Brüllen bzw. Angebrüllt-Werden. Er wurde, obwohl noch fast ein Baby auf dem Arm seiner Wärterin, wegen seines verängstigten Schreiens «mit furchtbarer Stimme von einem Unteroffizier angedonnert».

Trotz seines seßhaft-braven Lebenswandels sollte es Robert Hauptmann nicht gelingen, sich den Respekt oder gar die Zuneigung seines Schwiegervaters zu erwerben. In der Tat hat Friedrich Ferdinand Straehler, der zu den Honoratioren von Bad Salzbrunn mit seinen 8500 Einwohnern zählte, nie den Widerwillen überwunden, mit dem er vor Jahren die Verbindung seiner Tochter mit dem Gastwirt aus einer Weber-, also Arbeiterfamilie zur Kenntnis genommen hatte. Als Fürstlich-Plessischer Brunneninspektor – heute hieße es Kurdirektor – leitet Straehler den gesamten Ablauf des Kurbetriebs, von dem das südöstlich von Breslau, nahe der böhmischen Grenze gelegene Städtchen lebt. Er trägt die Verantwortung für die Quellen, deren größte im sogenannten Oberbrunnen in der Elisenhalle eingefaßt ist. An einer langen Stange taucht der diensttuende Brunnenschöpfer das Glas in die Quelle und holt es voll «alkalischem Säuerling» wieder an die Oberfläche. Straehler leitet auch den Ausschank und Versand und führt die Aufsicht über den Kursaal, die Kurkapelle und den Park mitsamt seinen Promenaden, ja, ihm untersteht sogar das Kurtheater.

Der Großvater macht die Honneurs, wann immer es gilt, distinguerte Gäste in Bad Salzbrunn zu empfangen. Sie kommen aus vieler Herren Länder, um mit Hilfe der Heilquellen ihre Nieren- und

Blasenleiden auszukurieren. Auch Lungenkranke befinden sich darunter und Patienten mit Kreislaufbeschwerden. Mal sind es die Fürsten Pleß als regierende Landesherren, mal polnische, ungarische oder russische Adlige, mal berühmte Dichter und Schriftsteller wie Iwan Turgenjew oder Hoffmann von Fallersleben, der Verfasser von *Deutschland, Deutschland über alles*, aber auch von *Kuckuck, Kuckuck, ruft's aus dem Wald*. Einmal kommt die Zarin von Rußland zur Kur; beim Abschied läßt sie dem Inspektor, der auch ihr den Brunnen kredenzt hat, eine Brillantnadel überreichen. So scheint der furchtgebietende alte Herr zumindest kein teutonischer Zuchtmeister gewesen zu sein wie jener Kurdirektor, der in Bad Homburg noch zu Anfang unseres Jahrhunderts mit seinen gestrengen Verordnungen König Eduard VII. von England so vor den Kopf stieß, daß der hohe Gast ins gemütlichere Marienbad auswich.<sup>4</sup>

Wir können heute nicht mehr sagen, warum Strahler für Roberts Kinder kaum mehr übrig hatte als für diesen selbst, in dem er zeitlebens einen gefährlichen Demokraten und «roten Hauptmann» witterte, der sich nie in der Kirche blicken ließ. Dem jungen Gerhart hat sich die hochgewachsene Gestalt im schwarzen Gehrock mit Zylinder und spanischem Rohr auf jeden Fall unauslöschlich eingepägt: Der Achtjährige wird in das Hintergemach geführt, in dem der Großvater zwischen Eisblöcken aufgebahrt liegt, und ahnt, daß auch er eines Tages sterben muß.

Die «Preußische Krone» ist das erste Haus am Platz, gegenüber der Elisenhalle gelegen, einem klassizistischen Gebäude mit Freitreppe und dorischen Säulen. Im Sommer herrscht dort Hochbetrieb. Der Vater kümmert sich um die Gäste, die Mutter um Küche und Personal. Die Kinder bleiben oft stundenlang sich selbst überlassen. Zwar machen sich die beiden ältesten, der 1853 geborene Georg und die drei Jahre jüngere Johanna Charlotte – Hauptmann nennt sie meist Charlotte oder Lotte – manchmal bereits im Haushalt nützlich. Der nächste, Carl, ist viereinhalb Jahre älter als Gerhart und lebt mit diesem von Anfang an in einem gespannten Verhältnis, so daß der Jüngste, allein gelassen, sich seine Spielkameraden unter den Nachbarskindern auswählen muß. Mit ihnen oder auch auf eigene Faust entdeckt er die unmittelbare Umgebung, angefangen mit dem Hotelgebäude, in dessen Erdgeschoß eine Bierkneipe mit Straßenbetrieb und ein Gemischtwarenladen liegen. Der Inhaber, der allezeit ein gesticktes Käppchen auf dem Schädel trägt und ein seltsames

Deutsch spricht, erfüllt den Jungen mit einem «Respekt, in dem sich Befremden und Neugier mischten». Es ist der Vorsteher der Salzbrunner jüdischen Gemeinde.

Weitaus lebhafter als im Gemischtwarengeschäft geht es in der gleichfalls im Erdgeschoß liegenden Wohnung des Fuhrwerkbesitzers Krause zu. Dieser holt die Gäste vom Bahnhof ab und leitet den Transport des in Fässern abgefüllten Brunnenwassers. Mit Krause, dem Urbild des «Fuhrmann Henschel», und seiner Familie darf das Herrschaftskind manchmal essen:

In der Mitte stand eine große, braune, tiefe Schüssel aus Bunzlauer Ton, in die wir, jeder mit seiner Gabel, hineinlangten. Wir griffen zu den Zinnlöffeln, als nur noch Brühe darin vorhanden war. Messer und Teller gab es nicht. Es ging bei dieser schlichten Bauernmahlzeit schweigsam und manierlich zu... Trotzdem wir mit ausgestrecktem Arm zulangen und den Bissen durch die Luft führen mußten, ehe wir ihn in den Mund steckten, wies die Tischplatte am Schluß keine Flecken auf. Was Frau Krause gekocht hatte, war ein Gemisch von Klößen und Sauerkraut in einer Brühe aus Schweinefleisch. Dieses Gericht war delikats. Niemals später genoß ich wiederum solches Sauerkraut. Es wurde von dem alten Knecht und von Krause, nachdem sie bedachtsam die Gabel darin gedreht und so die langen, dünnen Fäden wie auf einen Wocken gewickelt hatten, aus der Tunke herausgeholt. Daß sie dieselbe Gabel, die sie in den Mund gesteckt hatten, wieder in die gemeinsame Schüssel tauchten, fiel mir nicht auf. Die langsame Sorgfalt des Vorgangs ließ den Gedanken an etwas Unappetitliches gar nicht aufkommen.

Tischgebete sprach man bei den Mahlzeiten des Fuhrherrn nicht. Aber die ganze Prozedur dieser gelassenen Nahrungsaufnahme, bei der niemand, auch nicht die Kinder, im geringsten Ungeduld, Hast oder Gier zeigte, war feierlich. Sie war beinahe selbst ein Gebet. Hier wußte man, was das tägliche Brot bedeutete, und der Instinkt entschied, welche Würde ihm zuzusprechen war.

Übrigens war durch die schwere, sommersprossige Hand und den heraklischen Arm des Fuhrherrn der Rhythmus dieses Familienmahles angezeigt. Niemand hätte sich unterfangen und seine Gabel oder den Löffel, während er es einmal tat, zweimal in die Schüssel getaucht.<sup>5</sup>

Wenn der junge Hauptmann bisweilen darunter leidet, daß im Sommer der Kunde König ist und sich die um ihre Badegäste bemühten Eltern nur wenig um ihn kümmern, so hat das auch seine Vorteile. Er lernt sich früh in einem sozialen Gefüge auskennen, das vom großväterlichen Brunneninspektor und dem väterlichen Hotelbesitzer bis zu den Köchen, Küchenmädchen, Zimmermädchen, Kellnern, Hausdienern, Kutschern und Lieferanten reicht. So wird er mit der Bierstube und dem Hinterhof vertraut und mit dem Unterschied zwischen Krauses Wohnung und der der Eltern, die im Winter eine Reihe Zimmer im ersten Stock der «Preußischen Krone» beziehen. Dort richten sie sich mit Klavier und Mahagonimöbeln ein, mit Büchern und Nippes, mit goldgerahmten Porträts von König Wilhelm und Königin Augusta sowie Reproduktionen von Raffaels *Sixtinischer Madonna*, der *Kreuzabnahme* von Rembrandt und anderen berühmten Gemälden. Das Klavier ist für Charlotte angeschafft worden, aber auch ihr kleiner Bruder liebt es, darauf zu klimpern. Er lernt einige Choräle auswendig und phantasiert zuweilen darauf los, etwa indem er einen Schiffsuntergang lautmalend darstellt, wobei die Bässe den rasenden Sturm unterstreichen und der hohe Diskant die Hilferufe der Ertrinkenden wiedergibt.

«Unten im Hof erzog die Natur», schreibt er, «oben wurde man, wie man fühlte, nach einem bewußten menschlichen Plan für irgendeine kommende Aufgabe zugerichtet.» Dem Unten, der Natur, verdankt er ein besonderes Erlebnis. Eine Köchin namens Milo hat den dreijährigen Knirps auf den Arm genommen, als dieser bemerkt, daß irgend etwas an ihr hervorsteht: «Ich hatte den Begriff einer weiblichen Brust noch nicht, so klopfte ich mit der Hand auf den unbegreiflichen Gegenstand und stellte die Frage, was das wäre, worauf die ganze Küche vor Lachen fast außer sich geriet und Frau Milo dunkelrot im Gesicht wurde.»

Vielleicht war es wirklich so, wie er mit souveräner Kürze von seiner Kindheit berichtet, daß das Triebleben und seine Befriedigungen keine Erinnerungen zurückließen.<sup>6</sup>

Auch im Sprachlichen ist der zukünftige Dichter in beiden Welten zu Hause: Er erlernt gleichzeitig den schlesischen Dialekt seiner Spiel- und Schulkameraden und das von den Eltern gesprochene Hochdeutsch. In topographischer Hinsicht drücken sich die beiden Lebensformen im Kontrast zwischen Bad Salzbrunn oder Obersalz-